



Trügerische Winter ruhe

Bei Wind und Wetter unterwegs – das sind die Parkwächter des Schweizerischen Nationalparks auch im tiefen Winter. Für ihre harte Arbeit werden sie hin und wieder mit einer Überraschung belohnt.

Text und Fotos: Andreas Krebs

Es schneit schon die halbe Nacht und den ganzen Tag. «Scheisswetter», murmelt Andri Cuonz und zündet sich eine Zigarette an. Dann stapft er unter schwer behangenen Bergföhren durch den tiefen Schnee im Schweizerischen Nationalpark. Fadri Bott folgt ihm.

Für die Öffentlichkeit bleibt der Nationalpark zur Schonung von Flora und Fauna zwischen Ende Oktober und Anfang Mai geschlossen. Für die Parkwächter steht während dieser Zeit kräftezehrende Arbeit an. Aber auch schöne: Fadri und Andri halten sich gerne in der Natur auf, auch wenn sie über das Hudelwetter schimpfen.

Wer Parkwächter werden will, muss vorher einen anderen Beruf erlernen, mit Vorteil einen handwerklichen. Fadri, 37, arbeitete früher als Forstwart; seit 15 Jahren ist er Parkwächter und heute Gebietskoordinator der Region Il Fuorn. Der 32-jährige Andri ist gelernter Elektriker und arbeitet seit 2001 beim Nationalpark. Beide waren schon immer viel in der Natur unterwegs und wollten bereits als Kind Parkwächter werden. «Manche Leute sagen, es sei nicht gut, wenn man sein Hobby zum Beruf mache», meint Fadri. «Aber auf mich trifft das nicht zu.»

Schnee sammeln für die Wissenschaft

Die insgesamt acht Parkwächter müssen sich in fünf Sprachen verständigen können: Englisch, Französisch, Deutsch, Italienisch und – was Fremde praktisch ausschliesst – Rätoromanisch. Fadri ist Münstertaler, die anderen sieben stammen aus dem Engadin.

Der älteste im Team, Dario Clavuot, ist 64 und arbeitet an diesem verschneiten Tag im Schloss in Zernez. Früher war dort die Gemeindekanzlei untergebracht, Ende 2007 zog die Stiftung des Schweizerischen Nationalparks ein. Zusammen mit dem dazugehörigen Stall und einem Neubau auf der anderen Strassenseite bildet das Schloss Planta-Wildenberg das neue Nationalparkzentrum, das am 31. Mai 2008 offiziell eröffnet wird.

Dario richtet zurzeit im Keller einen Raum ein, heimelig mit viel Holz. Bald sollen dort seine schönsten Trophäen hängen. Er ist für die Präparation der Tiertrophäen zuständig. Es sei manchmal schwierig, ein Knochenpuzzle

wieder richtig zusammensetzen. Für den groben Teil dieser Arbeit fährt er die Ofenpassestrasse hoch zu seinem «Bunker». «Dort gibt es Interessantes zu sehen», verspricht er.

Derweil stapfen Andri und Fadri durch eine weisse Postkartenlandschaft und bleiben vor einem grossen grauen Rohr stehen, das irgendwo aus dem Schnee ragt. Andri kramt eine Federwaage aus dem Rucksack, hievt einen Eimer mit einem voll geschneiten Plastiksack aus dem Rohr, hängt ihn an die Federwaage und liest ab: «Tschinch comma quater.» Fadri notiert 5,4 Kilogramm. Dann streift er sich dünne Gummihandschuhe über und bindet den Sack zu. Kurz schweift sein Blick in den Himmel: hoch oben ein schwarzes Etwas im Schneeflockengewirbel. «Ein Kolkkrabe.» Dann legt Fadri einen neuen Sack in den Eimer. Andri versenkt diesen wieder im Rohr.

Die Parkwächter stapfen weiter durch den Winter, um bei fünf weiteren Rohren die Schneeproben zu wägen und einzusammeln. Im Zwei-Wochen-Rhythmus bringen sie diese – geschmolzen – zur Post. In den Labors der Eidgenössischen Forschungsanstalt für Wald Schnee und Landschaft (WSL) in Birmensdorf werden die Proben aus dem Nationalpark und anderen Gebieten der Schweiz auf Schwermetalle, Schwefel und andere Verunreinigungen untersucht. «In unserem Schnee hat es viel Salz», erklärt Andri. «Die Wissenschaftler wollen nun herausfinden, wieso das so ist.» Für ihn sei klar, dass das Salz von der nahen Ofenpassestrasse stamme, die im Winter regelmässig mit Hilfe von Streusalz schneefrei gehalten werde.

Das Bärenopfer

Dario parkt am Strassenrand; er zeigt noch schnell einige Fotos seiner Trophäen und kommt dabei ins Schwärmen. Dann steigen wir aus und bahnen uns einen Weg durch den oberschenkel tiefen Pulverschnee zu einem ehemaligen Militärbunker im Wald. Er öffnet eine massive Betontüre. Strenger, süsslich-modriger Gestank empfängt uns. Kalt und kahl der Raum, auf Regalen Waschpulver, Spülmittelkonzentrat, Bürsten und Gummihandschuhe, auf einem Tisch verschiedene Chemikalien. Ein Thermometer zeigt vier



Vom Fotografen überrascht: Eine Gämse im Schnee

Grad Celsius an, auf dem Boden stehen Eimer. Darin baden Tierschädel. In einem Fass liegt ein Hirschkopf mit Ge- weih, in einem Eimer hängt an seinen Hörnern ein Gamsschädel, ein brauner Haarschopf liegt in blutrotem Wasser.

In diesem makaberen Reich stochert Dario mit einem am Ende gekrümmten Metallstab Gehirne aus Schädeln, die er anschliessend entfleischt, mazeriert, abbürstet und mit Wasserstoffperoxid bleicht.

«Das ist kein schöner Anblick», sagt der Tierpräparator und hebt einen Schädel aus dem Eimer: graues Fleisch an einem angenagten Schädel, glänzende Fettstriemen, blaue Adern, grosse dunkle Löcher dort, wo die Augen sasssen. Die Schnauze des Tieres hingegen fehlt. MJ4 hat sie gefressen, weiss Dario, einer der beiden Bären, die im letzten Sommer im Bündnerland umherzogen.

«Wir können den Bären nicht weg- diskutieren», sagt Mario Negri, Be-



Blick von Il Fuorn Richtung Norden

triebsleiter im Nationalpark. In seinem Büro zeigt er Fotos von Bärenspuren, die von Parkwächtern, aber auch von Touristen kürzlich im Schnee entdeckt wurden. Wahrscheinlich überwintern MJ4 und sein Halbbruder JJ3 in Graubünden. In absehbarer Zeit werden wohl weitere Tiere einwandern. Auch wenn im gesamten Alpenraum gegenwärtig nur rund 40 Bären leben.

Nach einer hochemotionalen Debatte lehnte das Bündner Kantonsparlament letzten Dezember einen Vorstoss ab, der verlangte, aus dem Kanton eine bären- freie Zone zu machen. «Nun müssen wir den Umgang mit Bären lernen», meint Mario Negri. Das heisse vor allem, dass sich die Tiere nicht an den Menschen gewöhnen dürften.

Bisher fällt die Bilanz zwiespältig aus. Das im Albulatal vermutete Bären- männchen JJ3 gilt als Problembär, weil er sich wiederholt in bewohntem Gebiet, etwa in der Lenzerheide, aufhielt und dort in Mülltonnen wühlte. MJ4 lebt unauffälliger im Gebiet von Il Fuorn, jenem Gebiet, in dem Fadri und Andri gerade Schneeproben ein- sammeln.

Angst habe er keine, sagt Andri, aber er schaue besser als früher. Die Wahr- scheinlichkeit, dem Bären zu bege- gen, sei jedoch sehr klein.

Fadri hatte Glück. Im Sommer 2005 konnte er von der Ofenpassstrasse aus einen Braunbären beobachten. Kaum

60 Meter entfernt war das Tier. Die Ent- deckung machte schnell die Runde und bald standen viele Neugierige auf dem Pass. Sie hätten noch gejoht und gegrölt, als der Bär schon längst im schützenden Wald verschwunden sei, erzählt Fadri. Der nötige Respekt vor dem Raubtier sei wichtig, sagt er, aber Angst müsse man keine haben.

Fadri und Andri haben inzwischen alle sechs Schneeproben eingesam- melt. Sie stapfen zurück zu ihren Autos, verstauen die Säcke zusammen mit den Schneeschuhen und wünschen sich einen «buna saira». Andri bringt noch die Proben in Zernez auf die Post, dann hat auch er Feierabend.

Eine unbekante Fährte

Am nächsten Morgen treffen sich um acht Uhr vier Parkwächter und zwei Wissenschaftler auf dem Parkplatz des Schlosses Planta-Wildenberg. Im Spöl wollen sie die Laichplätze von Bach- forellen zählen. Dass sie dabei auf eine höchst überraschende Fährte stossen werden, wissen sie noch nicht.

Von ihrer hohen Warte aus beobach- tet eine Gämse, wie unten am Fuss der Staumauer Punt dal Gall, die sich trotz ihrer Höhe von 130 Metern neben den Bergen klein ausnimmt, die Gruppe in die Fischerstiefel steigt, ihre Rucksäcke schultert und dem Spöl entlang mar- schiert.



Spurensuche: Gämse sind für die Parkwächter keine Überraschung – Luchsspuren hingegen schon



Dieser wird seit 1970 zur Strom- gewinnung genutzt und hat in der Folge seinen Charakter als lebendiger Gebirgsbach verloren. Die Hochwasser blieben aus und der von Seitenbächen eingetragene Gesteinsschutt wurde nicht mehr wegtransportiert. Es kam zu sogenannten Auflandungen im Bachbett, Algen und Moose breiteten sich aus. Feinmaterial, das die Bach- sohle versiegelte, erschwerte den Bach- forellen das Laichen.

1997 wurden auf einer drei Kilo- meter langen Teststrecke nur noch 90 Laichplätze gezählt. Kraftwerkbetrei- ber und Umweltschützer sasssen zu- sammen und beschlossen, im Jahr 2000 erstmals Hochwasserversuche durchzuführen. Diese zeigten deutlich, dass bereits eine einzelne Flutung den Bergbachcharakter wiederherstel- len kann. Seither wird der Spöl jedes Jahr mit Hochwassern vitalisiert. Der Bachforellenbestand hat sich inzwi- schen gut erholt. 206 Laichplätze wer- den die Parkwächter und Forscher heute zählen.

Jetzt aber beugen sie sich aufgeregt über den Schnee. Die Spur, die sie ent- deckt haben, ist keine zwölf Stunden alt. Bis vor kurzem hat es noch heftig geschneit und in den Abdrücken liegt nur wenig frischer Schnee. Rätoroma- nische Diskussionen folgen. «Carni- vore», sind sich die Parkwächter einig. Wolf oder Luchs ist die Frage. Ein Wolf,

glaubt Dario, dies sei wahrscheinlicher, denn schon vor einem Jahr wanderte ein einzelnes Tier über den Ofenpass. Vom Luchs hingegen fehlt im National- park seit 25 Jahren jede Spur. Andri pustet den Schnee aus einem Abdruck. Fadri fotografiert, macht Notizen, tele- foniert.

Später verfolgt Heinrich Haller, der Direktor des Nationalparks und ein ausgewiesener Fährtenpezialist, die Spur. Er hofft, Kot zu finden oder ein paar Haare – dann könnte eine DNA- Analyse Gewissheit schaffen. Er findet keines von beidem. Dafür aber eine gerissene Gämse und anhand des Risses weiss Haller sofort: Das war ein Luchs!

Damit scheint auch die Raubkatze Jahrzehnte nach ihrer Ausrottung wie- der in den Schweizer Nationalpark zurückgefunden zu haben. Eine dieser nicht alltäglichen Begebenheiten, für welche die Parkwächter ihre Arbeit trotz Wind und Wetter lieben. ■

Der Bartgeier ist zurück

Seit 1991 wurden im Schweizerischen Nationalpark insgesamt 26 Bartgeier ausgesetzt, die vorläufig letzten zwei Tiere im Juni 2007. Mitte März des vergangenen Jahres schlüpfte im Münstertal seit über 120 Jahren wieder der erste Bartgeier. Einen Monat später folgte ein weiteres Bart- geierküken in der Nähe des Ofenpasses. Man rechnet mit weiterem Bruterfolg. Im Alpenraum zwischen Österreich, Schweiz, Italien und Frankreich fliegen heute wieder etwa 150 Bartgeier, über 40 davon stammen aus natürlichen Bruten. Mit ihrer Flügelspannweite von fast drei Metern sind erwachsene Tiere deutlich grösser als der ebenfalls im Nationalpark vorkom- mende Steinadler.

Weitere Informationen zum Bartgeier: www.wild.uzh.ch/bg



INFOBOX

Literatur

- Heinz Staffelbach: «Der Schweizerische Nationalpark und das Val Müstair» Werd Verlag AG, 2006. Fr. 69.–

Internet

- www.nationalpark.ch